



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 3.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1929.

Das Moor in'n Winter.

Düster is de Seben,
swart dat wille Moor;
an de Fuhren und Warken
blinkert Traonen swor.

Ut de beeben Dubben
stich de lohle Daol,
stigt de lohle Daol,
ut dat Diekenlaol.

Still is nu de Helbe
und dat Behntgras soort;
schurig is't und trurig
in dat dode Moor.

Heinrich Mahler.

Zur Geologie der Niederrhefer.

Von H. Schneider (Neuenlande).

Wir wissen heute, daß an den gewaltigen Veränderungen, die die Oberfläche unseres Heimatbodens und sein Aufbau in langen Zeiträumen erlitten haben und noch erleiden, einmal Kräfte mitarbeiten, die von innen heraus wirken. Zum andern sind die einwirkenden Kräfte von außen her auch gewaltiger Natur. Welch undenkbar große Zeiträume selbst bei der jüngsten Formation, dem Alluvium, eine Rolle spielen, möge man daran erkennen, daß C. A. Weber angibt, es sei etwa 10 000 Jahre v. Chr. gewesen, daß das abschmelzende Inlandeis den Südrand von Schweden erreicht habe. Von diesem Zeitpunkte ab, der jetzt also etwa 12 000 Jahre zurückliegt, kann man wohl den Beginn der alluvialen Bildungen datieren. In zwei große Abschnitte teilt man dann wieder die Gesamtzeit des Alluviums. Von 9000 v. Chr. bis 6000 v. Chr. rechnet man das Alt-Alluvium. Dem Jung-Alluvium wären demnach bis zur Jetztzeit etwa 8000 Jahre einzuräumen.

Wie sah unser Niederwesergebiet nun um diese Zeit aus? Mit dem allmählichen Rückzuge des Inlandeises nach Norden ist sicherlich eine Landschaft frei geworden, die jedes Pflanzenwachstum entbehrte. Eine weite Sand- und Kiejslandschaft wird das große Urstromtal der Weser gewesen sein, durchflossen von unzähligen Rinnsalen der meereswärts strömenden Schmelzwasser. Sonst wellig und hügelig, etwa wie die Oberfläche unserer heutigen Geest, von der der diluviale Untergrund der Weser ja die Fortsetzung ist, haben wir uns die breite Weserebene vorzustellen. Mit der Geest hat der diluviale Untergrund der heutigen Wesermarschlandschaft sicherlich nicht auf gleicher Höhe gelegen; denn die abziehenden Schmelzwasser hatten in die mächtigen Diluvialsande schon tiefe Täler eingeschnitten. Uneinseitlich hoch wird auch die Oberfläche gewesen sein. Das ist schon bedingt durch die wahrscheinlich recht große Anzahl der einzelnen Flußläufe, die hier und da sicherlich auch Süßwasserbinnenseen gebildet hatten. Dem Einfluß des Meeres waren die großen Mündungstrichter der Weser und Elbe noch nicht ausgefesselt; denn der Boden war in einer Hebung begriffen, so daß die Rüste viel weiter nördlich in der Nordsee zu suchen war.

Der nackte Boden konnte sich erst mit Pflanzen besiedeln, als ein Umschwung des Klimas erfolgte. Dieser trat ein und hatte zur Folge, daß sich bei anfänglich kühlen, feuchten, klimatischen Verhältnissen die tote Landschaft in eine buschreiche Steppenlandschaft verwandelte. Die Dichtigkeit des Busches nahm ständig zu, solange die notwendigen Lebensbedingungen vorhanden waren, nämlich Wärme und Feuchtigkeit. Dieser Wald wird aber nicht nur im Wesertal, sondern auch auf der Geest vorhanden gewesen sein. In der Mitte der Anschlushebung etwa änderte sich das Klima insofern, als die Niederschläge geringer wurden. Ein warm-trockenes Klima in Verbindung mit der noch andauernden Hebung, die naturgemäß auch das ganze Niederwesergebiet mitnahmte, brachte den vorbandenen Wald zum Absterben und zum Austrocknen. Man bezeichnet dieses Klima als boreales. Zeitlich fällt also die boreale Periode mit der zweiten Hälfte der Anschluszeit zusammen. Zu dieser Zeit bestand der Bruchwald vorwiegend aus Birken- und Erlenwäldern, in denen auch

Kiefern- und Haselstrauch nicht fehlten. Von seinen Nesten zeugen die untersten Schichten der Randmoore zwischen Marsch und Geest. Bei den Baggerungen in der Weser scheint man diese Schichten ebenfalls angeschnitten zu haben. Zahlreiche Haselnüsse, Kiefernzapfen, Birkenholzreste zeugen davon. Wahrscheinlich wird aber der Bruchwaldort im Weserbett von einer altalluvialen Schwemmsandschicht unterteuft sein, die unmittelbar auf dem Diluvialboden aufliegt. Man darf sich nun eine Bruchwaldlandschaft nicht so vorstellen, als ob der Wald das gesamte Flußgebiet restlos bedeckt habe. Die vielen Wasserläufe werden hier und da den Wald niedergehalten, und an seiner Stelle sandige und tonige Sedimente zum Absatz gebracht haben. Aus diesem Grunde wäre es falsch, wenn man den Bruchwaldort ganz gleichmäßig verteilt auf das gesamte Weserbett vermutete. Er wird inselartig über den Untergrund der Marschlandschaft in ihrer ganzen Breite verteilt zu suchen sein. Wo er also fehlt, da muß man an seiner Stelle Sand- und Kiejsbänke vermuten und vielleicht auch antreffen. Eine solche Verteilung des Bruchwaldortes scheint bei Sandstedt der Fall zu sein, denn man findet dort auf dem aufgeschwemmten Gelände stellenweise kaum Reste vom Waldort, während an anderen Stellen derselbe in großer Menge vorhanden ist. Und doch soll der aufgeschwemmte Boden so ziemlich aus gleicher Wasserleite stammen. Aus der großen Masse des ausgebagerten Waldortes läßt sich schließen, daß die Schichten, die er bildet, von großer Mächtigkeit sein müssen.

Der ehemalige Diluvialboden ist sicherlich besiedelt gewesen, denn Artefakte kommen im großen Ries vor, der mit großen Steinen stark durchsetzt ist. (Geröll, Geschiebe.) So sind Faustkeile, Schaber, Steinmesser, Kernsteine gefunden, die dann bei der Richtigkeit der obigen Annahme der mittleren Steinzeit angehören müßten. Außerdem birgt die altalluviale (diluviale?) Sand- und Kiejschicht Reste von ausgestorbenen und noch lebenden Säugetieren. Festgestellt sind Wildpferd, Schaf und Schwein. Eine größere Anzahl Knochenfragmente harret noch der Bestimmung.

Nach Wahnschaffe-Schucht zeigen sich im ganzen Küstengebiet der Nordsee unter den Hochmooren an vielen Stellen Reste eines früheren Baumwuchses. Zwischen dem Hochmoortorf und dem ihn unterteufenden Mei sind Hirschgeweide und behauenes Holz gefunden worden, die auch auf eine Besiedlung vor der Torfbildung hindeuten. Nach dem Emporwachsen des Torfes muß hier eine Senkung eingetreten sein; da der Untergrund der Mooregebiete unter der gewöhnlichen Flut liegt.

Diese Senkung vollzog sich mit dem Beginn der Vitorinazeit, oder mit dem Beginn des atlantischen Klimazeitalters auch in unserem Gebiete. In kulturhistorischer Beziehung würde dieser Zeitpunkt dem Übergang vom mittleren zum jüngeren Steinzeitalter entsprechen. Es wäre nun nachzuweisen, ob dieser Behauptung entsprechende Funde auch aus der Weser vorliegen. Das ist der Fall. Zunächst also Funde aus der mittleren Steinzeit. Auf dem Brater Badestrande hat man mesolithische Geräte aus Hirschgeweih und ungeschliffene Feuersteingeräte gefunden. Dasselbe ist auch auf dem Sandstedter Strande der Fall. (Siehe oben!) Rektor H. Schütte berichtet in den „Blättern für Heimatkunde und Heimatgeschichte“ (Nr. 11), daß bei Farge ein wundervoll gearbeitetes Steinbeil mit fein gehohlem Stielloch gefunden sei. Auch dieses Steinbeil ist mit dem Baggergut auf die Oberfläche gelangt, stammt also aus der Weser, und zwar aus der jüngeren Steinzeit. Wir sehen, daß beide Perioden durch Funde im Weserbett vertreten sind. Aus diesem Grunde hat unser Wesergebiet sowohl die Hebung in borealer Zeit, als auch die Senkung in atlantischer Zeit mitgemacht.

Als die atlantische Periode (Vitorinasenkung) einsetzte, äußerte sie sich in den Küstengebieten zunächst durch ein Steigen des Grundwasserspiegels infolge veränderter Abflussverhältnisse. Nach Wahnschaffe-Schucht wurde die frühneolithische Bevölkerung gezwungen, ihre Wohnplätze zu verlassen, da die zunehmende Versumpfung des früher bewohnbaren Geländes ganz neue Landschaftsformen schuf. Gegen die Waldbildung waren die Steinzeitmenschen mit ihren primitiven Waffen und Geräten

machellos. Wohl werden sie eine gewisse Zeit den ungleichen Kampf geführt haben, dem sie aber doch unterliegen mußten, da auch das Wasser stellenweise die vorhandenen Siedlungen bedrohte.

Entsprechend der obigen Angabe, daß nämlich infolge der Senkung des Küstengebietes der Grundwasserspiegel stieg, wird wohl eine teilweise Bedeckung des Landes mit Süßwasser erfolgt sein. Auch die in unserem Wesergebiet wohnenden Steinzeitmenschen haben daher ihre Siedlungsplätze verlassen müssen, da Wasser und Bruchwald ihr Leben unmöglich machten. Die Senkung erfolgte von Stufe zu Stufe. Immer weiter drangen die Wogen des salzen Nordmeeres vor, bis sie schließlich auch die vor der Flußmündung liegenden Schilf- und Sandwälder abgetragen hatten. Allmählich drang die Flut in stärkerem Maße fluslaufwärts vor. Die Ablagerung der Marsch begann. Neue Pflanzen zogen in die Landschaft ein, Pflanzen, denen auch geringer Salzgehalt des Wassers zuträglich war. Zu ihnen zählte das Rohr. An manchen Stellen finden wir seine Reste auch in tiefen Lagen und Schichten des heutigen Weserbettes bei den Baggerungen. Es ist zunächst der Schilfstorf, der aber fast gar nicht mit Schilf durchsetzt ist. Ganze Blatt- und Stengelteile sind infolge des Luftabflusses überraschend gut erhalten. An anderen Stellen, höher oder auch tiefer gelegen, ist der Darg anzutreffen, auch ein Schilfstorf, der aber mit Schilf- und Ronteilchen stark durchsetzt ist. Die Rohrfelder, die den Darg entziehen ließen, müssen unmittelbar der Ebbe und Flut ausgesetzt gewesen sein. Der eigentliche Schilfstorf dagegen kann auf erhöhten Stellen, von der Flut unberührt, seinen Entstehungsort gehabt haben. Erst später, als diese hohen Stellen unter Fluthöhe absanken, lagerten sich darüber Klei-, Ton- und Sandschichten ab. Zum Teil findet man auch Kleischichten, die mit Schilf durchwuchert sind. An anderen Stellen wieder treten ausgesprochene Kferrone auf, die immer ein altes Flußufer ehemaliger Weserbetten bezeichnen.

Rektor Schütte berichtet über seine Forschungsergebnisse über die Weser etwa folgendes:

„Vor etwa 10 000 Jahren war dieser Urstrom zu einem Flusse zusammengeschrumpft, dessen Ufer durch Bohrungen bei Sülzwarden und Burhave in Butjadingen in 16 bis 18 Meter Tiefe erschlossen wurden. Damals war im jetzigen Festlandsbereich noch keine Marsch vorhanden. Als die Marsch im Laufe der nächsten drei Jahrtausende etwa bis Schweiburg hin den bewaldeten Meerboden bedeckt hatte, lag das Weserbett zwischen Seefeld und Stollhamm, aber 10 Meter tiefer als das erste. Dann sprang die Weser ganz nach Osten um und lief im weiten Bogen durch Osterstade und das östliche Butjadingen, wieder in höherer Lage, und endlich, seit vielleicht 3000 Jahren nimmt sie ihr heutiges Bett ein, das nicht mehr bis zu der Tiefe des vorliegenden hinabreichen würde, wenn nicht der Mensch nachgeholfen hätte.“ („Oldenburger Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege“)

Wir sehen also, daß in der gewaltigen Zeitspanne die Weser nicht immer im gleichen Bett, ja nicht einmal in der gleichen Höhe ihren Lauf gehabt hat. Vielmehr hat ihre Laufrichtung im Laufe der Jahrtausende gewechselt, ihre Höhenlage mit der fortschreitenden Senkung Schritt gehalten.

Die Imsumer Erzttaufe.

Von Pastor Haase.

In der Kirche zu Imsum befindet sich ein großes, schönes, aus Bronze gegossenes Taufbecken, das aus dem Jahre 1384 stammt. Es ist wohl wert, weiteren Kreisen bekannt zu werden. Einst stand es auf dem Chor der alten im Jahre 1878 abgebrochenen Dörsenkirche am Weserdeich auf Imsum. Als im Jahre 1877 die neue im frühgotischen Stil gehaltene Kirche zwischen den Ortschaften Weddewarden und Dingen gebaut war, fand die alte Erzttaufe hier ihren neuen Standort, und sie bildet einen wertvollen, wenn nicht den wertvollsten Schmuck dieser Kirche. Leider ist der Deckel, der auf dem Kessel lag, bei dem Umzuge von der alten nach der neuen Kirche verloren gegangen; er ist wahrscheinlich gestohlen, was sehr zu bedauern ist. Aber die Taufe selbst hat nichts von ihrer Schöpfung eingebüßt. Sie besteht aus einem 17 Zentimeter hohen runden Kessel, der oben 78 Zentimeter und unten 58 Zentimeter Durchmesser hat. Getragen wird er von sechs Figuren, die auf einem gegliederten Ringe aus Bronze stehen. Mit den Stützfiguren ist das Taufbecken 88 Zentimeter hoch. Je drei von den 6 Trägerfiguren sind nach demselben Modell gegossen und daher sich gleich. Das eine Modell stellt einen älteren Mann mit schiefem Kopf dar, wie er öfters bei Erzttaufen Verwendung gefunden hat; nur ist hier der Kopf größer und der Körper breiter; die Arme sind nicht so scharf gebogen. Das andere Modell zeigt eine jugendliche Gestalt mit Kapuze; nur ist die Figur hier nicht so schlank wie an anderen Taufen; auch ist der Kopf dicker geraten; die Hände haben eine ungeschickte Haltung, indem sie vor die Brust gelegt sind. Diese letztere Gestalt erinnert stark an die vier Trägerfiguren, die unter dem etwas älteren Taufkessel in der Kirche zu Büllkau im Lande Hadeln Verwendung gefunden haben; nur sind sie in Büllkau schlanker. — Am oberen Rande des Kessels sind zwei hervorragende Köpfe angebracht, die einst dazu dienten, den verlorenen Deckel festzuhalten. Ähnliche Köpfe und Tragtiguren finden wir bei den Taufen in Misselwarden (Land Wursten) und Kirchwarden (bei Beverstedt), die auch fast mit dem Imsumer Becken verwandt sind, nur daß das Imsumer größer und reicher ausgestattet ist. Um den oberen Rand des Kessels zieht sich eine Inschrift, die offenbar ein lateinischer Hexameter leoninischen Typs sein soll und in gotischen Majuskeln gegossen ist. Sie ist schwer zu entziffern, weil sie in Spiegelschrift (also verkehrt) geschrieben ist, dürfte aber wohl so lauten:

Qui fuerint lavacro commissurum tibi totum.
Virgo tuo sacro sint pie loti

„O Jungfrau, mögen die in deinem Heiligtum fromm Gebadeten

behalten werden, welche sich dir ganz durch das Bad anvertrauen wollten!“

Diese Inschrift lesen wir ebenfalls an dem Taufgefäß, das einst in Nordleba im Lande Hadeln stand. Auch das kupferne Taufbecken der Liebsfrauenkirche zu Bremen von 1317 hat dieselbe Inschrift getragen. Nur soll dort, wie die Bremer Jahrbücher VI berichten, statt „commissurum“ das Wort „commansurum“ zu lesen gewesen sein, was auf dasselbe hin-



ausläuft. — Unten am Kessel finden wir folgende Inschrift, ebenfalls in gotischen Majuskeln:

Anno Domini MCCCLXXXIII in profesto Annunciacionis beatae Moriae Virginis fustum baptisterium istud (oder baptistrio nostro) =

Im Jahre des Herrn 1384 am Feste der Verkündigung der heiligen Jungfrau Maria ist dies Taufbecken gegossen (oder gegossen für unser Taufhaus).

Mithoff (Kunstdenkmäler im Hannoverschen, Band V) hat die Jahreszahl 1284, was offenbar falsch ist; denn das dritte C ist deutlich zu lesen; außerdem sprechen die Trachten und die Art der Darstellung der Wandungsfiguren für 1384. Am Kessel sind zwischen den beiden Inschriften verschiedene Bilder eingeritzt (nicht plastisch aufgetragen): Die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde, eine gekrönte Heilige und ein Bischof mit Krummstab, sowie Pflanzen als Zeichen des durch die Taufe gewirkten neuen Lebens. Ferner gewahren wir einen jungen Krieger mit Speer, der einen Wappenschild hält. Dieser Schild, der später aufgelegt zu sein scheint, ist in der Längsrichtung durchgeteilt und offenbar das Wappen des Stifters. Sein Name „her dideric karnepage“, der am Kopfe des Wappens steht, ist in gotischen Minuskeln und in deutscher Sprache eingegraben (nicht aufgelegt). Die Bezeichnung „her“ = „Herr“ deutet auf einen Geistlichen als Schenkegeber. In der Tat kniet dieser auch an der Kesselwandung; er ist sehr realistisch dargestellt; er trägt eine Tonsur, die ihn als Geistlichen kenntlich macht. Leider ist die Inschrift über seinem Haupte nicht zu entziffern. — Am Kessel sind außerdem noch verschiedene Medaillons angebracht, die einen Vogel (Sinnbild des heiligen Geistes), Maria mit dem Kinde und andere Bildchen darstellen. —

Der Sage nach stammt unsere Taufe aus Italien, die beiden Seeräuber Claus Störtebeker und Godede Michels sollen sie auf ihren Raubfahrten aus einem südlichen Kloster gestohlen und der Kirche zu Imsum geschenkt haben. Das ist natürlich nicht richtig. Denn der am Kessel angebrachte Schmuck trägt nicht italienisches, auch nicht byzantisches Gepräge, sondern ist deutsch, und zwar ausgesprochen niederdeutsch. Die Verwandtschaft mit anderen Taufen, die an der Weser, namentlich in der Bremer Gegend stehen, weist auf Bremen hin, wo sicherlich eine Gießerei bestand. Denn mit den Hauptkirchen waren im Mittelalter meistens kirchliche Kunstwerkstätten verbunden (so Hildesheim, wo die berühmten Werkstätten des Bischofs Bernward waren). Auch in Stade wird 1286 ein fusor camp anorum = ein Glockengießer genannt. In Hamburg hat Generationen hindurch die bekannte Gießfamilie der „Klinge“ oder „Klinghe“ gegossen, die viele Kirchen unserer Gegend mit Glocken und Taufgefäßen versehen hat (Hermann Klinghe Glocken zu Rehdingbrück 1404 und Büllkau 1405; Ghert Klinghe Glocke zu Harsfeld 1453, Taufe daselbst 1454; Gotele = Gottfried Klinghe Taufen zu Altenwalde 1477 und Dehstedt 1498, Glocke zu Berghövede 1475). Die Glockengießer sind auch die Verfertiger der Erzttaufen gewesen; die Art der Herstellung war die gleiche; meistens haben die Taufkessel die umgekehrte Form einer Glocke. Es gab auch Glockengießer, die ihren Beruf als Wandergewerbe ausübten. Sie zogen von Ort zu Ort und gossen Glocken, Taufen, Leuchter, Scheffel, Türdrücker und anderes Bronzegerät, was nötig war und bestellt wurde. Wir kennen einen solchen reisenden Glockengießer der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, der vom

Danz, wo wegen des vorkommenden Metalls die Siebertkunst in höchster Blüte stand, auszog und durch ganz Norddeutschland wanderte. Er nennt sich Johannes Apengeter (= Affengießer, weil er auch ultiße Figuren = Affen goß), „geboren van Sassenlant“ oder „Meister niz Sassenlant“; auch heißt er wohl „Magister Hannes von Halberstat“ oder „Meister Jan von Halberstad“.

Wir finden Werke von ihm in Kolberg, Rostock, wo er unter anderem mehrere Scheffel für den Rat der Stadt goß, Wismar, Kiel, Lübeck, bis er nach seiner Heimat (Halberstadt) zurückkehrte und dort noch „manich ghuit stucco ghemachet hat“. Seine Schüler (Johannes Mort in Kolberg) wie die meisten dieser seiner Zeit fallen weit von ihm ab. Hierzu sei bemerkt, daß damals das Siebereißeigewerbe allgemein von Handwerkern ausgeübt wurde im Unterschied von der romanischen Zeit, in der künstlerisch vorgebildete Geistliche die Entwürfe machten und ausführten (siehe das wertvolle romanische Taufgefäß im Bremer Dom, ferner die Türen, Leuchter usw. im Gildesheimer Dom). So erklärt es sich auch, daß oft dieselben Inschriften und die gleichen Verzierungen wiederkehren, auch daß manchmal die lateinischen Worte aus Unkenntnis verunstaltet sind. Vielleicht ist letzteres auch eine Ursache der mangelhaften Gußtechnik.

Damit kommen wir noch in Kürze auf die Herstellungsweise der Erztaufen zu sprechen. Wie die Taufkessel in ihrer Form mit den Gloden verwandt sind, so ist es auch mit beider Gußtechnik. Sie ist die gleiche. Man mauerte einen Ofen auf, den man mit einem abgedrehten und gebrannten Tonüberzug versieht, der genau der Form der Innenwandung des zugehenden Taufkessels entspricht. Hierauf wird ein Hemd aus Lehm aufgetragen, in das man die Inschriften und Verzierungen einschneidet, die auf der Außenwandung stehen sollen. Das Hemd wird abgedreht, mit einer dünnen Wachslicht versehen und dann mit einem Lehm mantel überzogen. Dieser Lehm mantel wird, nachdem er durch Brennen hart gemacht und dabei die dünne Wachslicht ausgeschmolzen ist, abgehoben und nach Verschlagung des Hemdes wieder aufgesetzt. In den auf diese Weise zwischen Tonüberzug und Mantel gebildeten Hohlraum wird das flüssige Metall eingelassen. Bei diesem Verfahren erscheinen Figuren und Buchstaben auf der Außenwand des Kessels vertieft. Später wurden, um erhöhte Figuren und Inschriften zu bekommen, diese aus Wachs schmolzen mit aus und erschienen so an der Außenseite der Taufe erst auf dem Hemde aufgetragen; sie prägte sich dann dem Mantel ein, haben. Für die Reliefs und Medaillons, die die Inschriften unterbrachen und sonst zur weiteren Verzierung des Kessels angebracht sind, hatte man Stempel und Matrizen, die man sich anfertigen ließ und von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte.

So kommt es, daß zu verschiedenen Zeiten dieselben Bilder und Inschriften an den Erztaufen wie auch an den Gloden wiedererscheinen. An der Insumer Taufe kann man deutlich feststellen, welche Bilder durch Stempel und welche freihändig eingeprägt sind. — Den Kesseln, die man selbstverständlich über Kopf goß, wurden sogleich die Beine, bzw. Tragfiguren — wie der Glode die Krone — hinzu gefügt und in einem Guß mithergestellt. Für diese Tragfiguren hatte man auch fertige Modelle, was aus der öfter wiederkehrenden gleichen Form hervorgeht.

Aus der Größe der Taufkessel, in die man bequem ein Kind untertauchen kann, ersehen wir, daß Erwachsenentaufen nicht mehr vorkamen, daß also der ganze Nordwesten Deutschlands bereits christianisiert war, aber auch, das lernen wir, daß die Kindertaufe allgemein durch Untertauchen — nicht, wie heute üblich, durch Besprengen — vollzogen wurde. Ferner zeigt uns der Standort des Beckens, daß es stets Kirchen taufen (von Notfällen abgesehen) und nicht, wie es jetzt meistens in den Herzogtümern Bremen und Verden Sitte ist, Haus taufen waren.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß es in unserer Gegend auch zwei Blei taufen gibt; sie stehen in den Kirchen zu M id l u m und M u l s u m im Lande Wursten. Eine sehr alte wertvolle Steintaufe befindet sich in der D o r u m e r Kirche.

Die Inselriesen als Walfischfänger.

Von Dr. Hugo Kühn.

NZd. Einen Abschnitt aus der deutschen Seefahrtgeschichte bedeutet der Walfischfang zwischen den Eisbergen bei Grönland und Spitzbergen, er zeugt ebenso sehr von dem Mut und Unternehmungsgeist als auch von der Tüchtigkeit des germanischen Volksstammes an der Küste der Nordsee.

Mit dem Untergange der großen fruchtbaren Insel V o r d s t r a n d, dem Mittelstück des alten Nordfrieslands, durch die furchtbare Sturmflut am 10. Oktober 1634 ging die Scheidung des friesischen Volkes in Alderbau und Viehzucht treibende Festlandsriesen und in seefahrende Inselriesen vor sich. Die Trennung war eine so scharfe, daß man auf der Insel alles vom Festlande stammende Volk kurzweg als „B u t e n - l ä n d e r“ bezeichnete.

Wir finden seit der großen Flut die Inselriesen vorzugsweise als Walfisch- und Robbenfänger auf h o l l ä n d i s c h e n und h a m b u r g i s c h e n S c h i f f e n in dem nördlichen Eismeer, nur die Friesländer und vereinzelt auch Sylter zogen in den ersten Jahrzehnten den Heringsfang in der Nordsee vor.

Wenn im Frühjahr das Eis auftaute, zündeten die Inselriesen nach alter Weise ihre Bienen wieder an (Osterfeuer), zogen in großen Haufen zu Schiff nach Holland und Hamburg, fangen mit den Südfriesen, Niederfriesen und Niederländern „De blaue Vlagge de weijt“ und fuhren hinaus in die Regionen der Eisberge auf den Walfang. Die Inselriesen waren als Seeleute gern gesehen und meistens rasch zu höheren Posten auf fremden Schiffen befördert. Wir wissen aus einer Sylter Chronik, daß unter anderem bereits um 1642 die Brüder Bunde und Tam Petersen zu Tinnum auf Sylt Kommandeure auf holländischen Grönlandsfahrzeugen waren. Wundervolle Zeugnisse für die Tüchtigkeit der friesischen Seefahrer sind die hochinteressanten Grabsteine auf den Friedhöfen

von B o l d i x u m und M i e b l u m, zwei Dörfer der Insel Föhr. Da las ich auf einem mit einem Schiff kunstvoll verzierten Grabstein des Friedhofes der S t. N i k o l a i k i r c h e:

Auf See hab ich gefahren
Nach Grönland viele Jahren,
Hab dabei auch empfunden
Manch mühevollen Stunden.

Sinnig läßt ein anderer auf seinen Grabstein schreiben:

Ich schiffe auf dem Meer nach Grönland hin und her,
Die Fahrt ist abgetan, nun bin ich in Nanaan,
Wo Wellen, Eis und Wind nicht mehr zu fürchten sind.

Im Jahre 1678 gingen die Hamburgischen Grönlandfahrer mit 55 Schiffen 513 Wale, verloren aber zwei Schiffe; die Holländer sandten 110 Schiffe aus, die 1118 Fische heimbrachten, 18 Schiffe jedoch verunglückten im Eise. Zorgdrager schilderte den Untergang zweier Schiffe, die im Jahre 1678 nach Grönland segelten und dort dicht beieinander an einem Eisfeld festgerieten. „Auf die Schiffe, die so nahe beisammen, sich keiner Gefahr versehen, vernahm man, daß sehr plötzlich, weil man wegen eines dicken Nebels nicht weit um sich sehen konnte, einige Schotfen und hernach ein Eisfeld angebrunden, wodurch das Schiff, der rote Fuchs, das über dieses beinahe leer war und daher hoch aus dem Wasser lag, ganz und ungebrochen unter das Eisfeld, daran es fest lag, geschoben wurde, mit allem was darinnen war, so daß man weder Mast noch Flügel mehr daran sehen, noch jemals daran gesehen hat; und das in einer so kurzen Zeit, daß das Volk, welches eben oben war, genug zu tun hatte, seine Erhaltung zu suchen. Als sie das Eisfeld so gewaltig andringen sahen, sprangen sie alle aus dem Schiff auf das Feld daran sie lagen, um zu entkommen. Das neue Schiff des Cornelius Wille wurde zweimal dermaßen geklemmt, daß die Balken bald zur Seite heraustraten und das Volk rettete sich auf dem besagten Eisfeld.“

Die Gefahren waren groß, überall lauerte der Tod zwischen den Eisbergen. Wenn wir bedenken, daß unsere Nordpolfahrer um der Gefahr des Bermaluntverdens zu entgehen auf besonders gebauten Schiffen ihre Reisen unternahmen, können wir den Grönland- und Spitzbergenfahrten des 17. Jahrhunderts unsere Hochachtung nicht versagen. 50 Jahre lang T i l d e O l u f s aus W r i g u m zur See und 33 mal war er als Schiffskommandeur nach Grönland, so lesen wir auf seinem Grabstein, der kunstvoll und charakteristisch verziert ist durch ein in den Stein gehauenes Schiff, das im Hafen von Amsterdam abgetakelt hat. Die Skulptur ist köstlich, sieht man doch selbst die Rathausuhr von Amsterdam, die Zeiger aber stehen auf 12 Uhr.

Ein besonders kühner und erfolgreicher Walfischjäger war der Kapitän M a t t h i a s P e t e r s e n aus O l d s u m. Er hat auch nicht verfehlt, dieses auf seinen Grabstein vermerken zu lassen, und zwar in lateinischer Sprache:

Matthias Petersen, geboren in Oldsum (auf Föhr) den 21. Dezember 1632, gestorben den 16. September 1706.

Er war der Schiffsahrt nach Grönland sehr kundig, wo er durch unglaubliches Glück 373 Walfische gefangen hat, so daß er daher nach dem Urteil aller den Namen der „Glückliche“ erlangte.

Die Eisfelder von Grönland und Spitzbergen waren die Jagdreviere der Walfischfänger. Jede Nation hatte auf Grönland oder Spitzbergen ihre Baten, Stationen und Frantochereien. Es ist interessant, daß die Engländer die anderen Nationen zu verdrängen suchten, ja, ihnen den Fang bei Spitzbergen verbieten wollten, die Holländer und ihre friesischen Kapitane ließen sich aber nicht verdrängen: „Fri is de Fiskefang.“ Der schon einmal zitierte niederländische Kommandeur Zorgdrager hat den Walfischfang bei Spitzbergen und dieses Eiland in Eis und Schnee sehr fein geschildert. „Die holländischen Schiffe laufen gemeinlich zu Ende des Aprils auf den Walfischfang aus, sie kommen sodann meistens im Juni nach Spitzbergen und verreisen wiederum in der Mitte des August. Wegen des Eises können sie nicht eher, als in diesem Monate dahingelangen und haben ihres Verbleibens nicht länger als schon gesagt worden. Man findet in dieser See Eisbrocken in der Dicke von 70 bis 80 Fuß; an einigen Orten liegt es bis auf den Grund und als ganze Eisberge aufgehäuft, deren hohe Gipfel aus der See hervorstehen. Wenn sich Spitzbergen von ferne in der See hervortut, so sieht es wie eine Wolke, so daß wer keine Wissenschaft von dieser Landschaft hat, solche von der Luft kaum unterscheiden kann; denn die Berge geben in der See einen solchen Widerschein, daß man in Zweifel gerät, ob man Wolken oder Land sehe. In der Süd-Bay ankern die Schiffe zwischen zweien hohen Bergen. Einer ist ein sehr hoher Berg (Teufels Ed genannt), diesen sieht man gemeinlich mit Nebel bedeckt, der, wenn der Wind dazu kommt und den Nebel von dem Berge herabtreibt, die Bay als mit einem starken Dampf bedeckt. Mitten in dieser Bay liegt ein Eiland, das Todte Manns-Eiland genannt, weil man da die Toten begräbt. Hernach kommt man nach Smeerenburg, so nicht unfüglich also heißt, weil man alda vor Zeiten mit Thran-Kochen umginge, weshalb die Niederländer verschiedene Thran-Brennereien alda aufgerichtet. Smeerenburg gegenüber stehen gleichfalls noch einige Häuser, Badhäuser und Brennereien, die man die Harlinger Kaserne nennete.“

Wie schon zum Ausdruck gebracht wurde, fuhren die Inselriesen mit Vorliebe auf holländischen Schiffen. Die H o l l ä n d e r nahmen die nordischen stammverwandten Seefahrer freundlichst auf, während die D ä n e n die friesischen Matrosen so schlecht behandelten, daß die dänischen Vögte nur mit Gewalt Friesen auf dänische Schiffe brachten. Daß auch die H a m b u r g e r Reeder viele Inselriesen zum Teil als Kommandeure auf ihren Schiffen hatten, wundert uns nicht.

Das 17. Jahrhundert, so recht das Jahrhundert des Walfischfanges, ist für die Entwicklung der friesischen Seefahrtstunde von größter Bedeutung gewesen. In den niederländischen und deutschen Grönlandsfahrten stellten die Inselriesen ein Kontingent von 3000 bis 4000 Matrosen, Speckschneidern, Harpunieren, Boots- und Steuermännern. Viele waren

Kommandeure auf hamburgischen und holländischen Schiffen, sie hatten auf den vielen großen Fahrten die beste Gelegenheit sich weitgehende Seefahrtskenntnisse anzueignen, dieses umso mehr als eine natürliche Begabung für mathematische Wissenschaft die Friesen allgemein charakterisiert. Ältere Seefahrer, die die Welt gesehen, viel erfahren und manche nützliche Kenntnisse sich erworben hatten, teilten an den langen Winterabenden in der Heimat ihre Erfahrungen und Kenntnisse jüngeren Seefahrern, auch wohl der Jugend mit. So entstanden die ersten seemannischen Volksschulen und Volkshochschulen, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Es haben sich seit dieser Zeit, wie der Chronist G. B. Hansen in Reitum auf Sylt mitteilt, viele seefahrende Inselriesen als Mathematiker und Navigatoren ausgezeichnet.

Gründung einer Moorkolonie vor hundert Jahren.

Von H. Hühnebel (Hymendorf).

Die ehemalige hannoversche Verwaltung begann die planmäßige Urbarmachung der großen Hochmoorgebiete in den früheren Herzogtümern Bremen und Verden auf Drängen vieler Tagelöhner und Händlinge der benachbarten Geest etwa Mitte des 18. Jahrhunderts (von 1750 an). Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren bereits gegen hundert Moordörfer entstanden. Die Zahl der Ansiedler betrug im Jahre 1827 8000, im Jahre 1860 gab es deren 16 000. Der großzügige Beseidungsplan und die Ausführung desselben ist ein Werk des königlichen Moorkommissars Jürgen Christian Findorf (1720–1792). Er hatte seinen Wohnsitz in Bremerbörde und liegt auf dem Friedhofe zu Hefersheim begraben. Neben ihm hat sich für die Kolonisation Findorfs späterer Nachfolger, der Landesökonomierat Witte, besonders verdient gemacht.

Findorf gründete seine Ansiedlungen unter Berücksichtigung der Nachbarn. Keine Dorfanlage bekam mehr als 60 Stellen. Dadurch bezweckte er, daß die Siedler sich nicht fremd wurden, sondern sich alle kannten, sich gegenseitig unterstützen und helfen konnten. Außerdem schuf er innerhalb der Gemeinden nur Stellen von gleicher Größe, um die soziale Gleichheit aller Stelleninhaber festzulegen. Das Moor wurde in recht-eckige Kolonate von 10 bis 15 Hektar Größe zerlegt, die mit der Schmal-seite an die Kanäle und Dämme grenzten, durch zwei Scheidungsgräben an der Längsseite entwässert wurden, in die kleinen Entwässerungsgräben der eigentlichen Nutzungsflächen, die sogenannten Gruppen, mündeten. Die Kolonisierung betrieb man besonders von den Ämtern Bremerbörde, Wilenthal, Osterholz und Ottersberg aus. Diese nannte man später mit Recht „Moorkämter“.

Im Verlaufe des Amtsbezirks Bederkesa lag nur eine größere Moorfläche: das zwischen den Seesdörfern Drangstedt, Dehstede und Neuenwalde belegene Hymenmoor, dessen Urbarmachung man verhältnismäßig spät in Angriff nahm. Unbekannt ist, wer vor hundert Jahren die Anregung für die Besiedlung gegeben hat. Im Frühjahr 1829 war der Beseidungsplan fertiggestellt. Danach sollte im genannten Moore die Kolonie Hymendorf, bestehend aus vierzig in Erbbaupacht ausgegebenen Kolonaten von gleicher Größe (60 Morgen oder 15 Hektar), angelegt werden. Vermessen und abgesteckt wurden zunächst zwanzig Anbaustellen, die sich nach Westen zu gegenüber lagen. Für den Moordamm war eine Breite von 32 Fuß projektiert. Die nördlich vom Damme liegenden Plätze erhielten die Nummern 1 bis 20, die südlichen solche von 21 bis 40. Vermessung und Bebauung der letzten zwanzig Stellen sollten einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Für die inmitten des Ortes anzulegende Schulstelle wurde Platz Nr. 31 angesetzt.

Woher nun die Ansiedler gewinnen? Sollte der Bestand der Kolonie gesichert sein, konnten nur solche Leute erwählt werden, die den Moorbetrieb kannten. Man mußte sich an die bereits bestehenden Moorgemeinden wenden. Im Frühjahr 1829 erließ der Bederkesaer Amtmann in den bereits aufgeführten Moorkämtern Bekanntmachungen, wonach sich Anbaulustige am 18. Juni im Amtshause zu Bederkesa einzufinden hätten.

Bereits am 10. Mai 1829 bat Oberamtman Hinke (Ottersberg), der seinen Kindern Landbesitz zu hinterlassen wünschte, um Gewährung der beiden zusammenliegenden Endplätze, die die nächste Richtung mit Bremerbörde hätten. Dem Gesuche — es handelte sich um die Stellen 39 und 40 — wurde entsprochen.

Der 18. Juni 1829 sollte Gründungs- und Geburtstag der Moorkolonie Hymendorf werden. (Vermerk: Die Hundertjahrfeier findet am Sonntag, 16. Juni 1929, statt.)

Die in Bederkesa am festgesetzten Tage Erschienenen waren zumeist Tagelöhner, Händlinge oder Handwerker. Letzteren bot sich eine gute Nebenbeschäftigung. Durchweg waren es jung verheiratete Männer, die die Sehnsucht nach dem Eigenheim hierher trieb. Der Amtmann begrüßte die Weithergewanderten und gab die Anbaubedingungen bekannt:

„Jede Stelle ist eine Halbbaustelle von etwa 60 Morgen Moorland, die nach dem Maße angewiesen werden. Die künftigen Siedler unterwerfen sich allen Verpflichtungen und Verhältnissen der herrschaftlichen Meier und müssen einen Meierbrief gegen Zahlung einer einmaligen Gebühr, des sogenannten Weinkaufs, lösen. An Abgaben (Meierzinsen) ist jährlich der Wert von 5½ Simpten Roggen, welcher von 30 zu 30 Jahren nach dem Durchschnittswerte festgesetzt wird, abzuführen, und zwar für die ersten 30 Jahre mit 5 Rthlr. 12 gr. In den ersten zehn Jahren soll jedoch jeder Kolonist von diesen Abgaben frei sein; in den folgenden zwanzig Jahren wird ihm der Zins auf 4 Rthlr. 6 gr. ermäßigt. Der Naturalfruchtzehnten wird für immer erlassen. Statt dessen ist nach Ablauf der ersten zwanzig Jahre von jedem Morgen Acker ein Zehntgeld von 6 gr. zu zahlen. Vom Schmalzzehnten sollen die Kolonisten frei

sein; der Zimmzehnten bleibt jedoch vorbehalten. Sollten neue Kulturmethode, die von der bisherigen Verfassung abweichen, sich als gut erweisen, müssen sich die Siedler diesen Anordnungen unterwerfen. Als Uebergabtag gilt der 1. Juli 1829. Stiebzehn Stellen sollen nun denen verlost werden, die mit den Bedingungen einverstanden sind.“

Man schritt zur Verlosung. Mit großer Spannung sahen die Anbaulustigen, die durchweg aus dem Teufelsmoor stammten, dem endlich verkündeten Ergebnisse entgegen. Der Amtmann fuhr darauf fort: „Nun heißt es: Frisch ans Werk! Für Entwässerung des Hymenmoors muß zunächst gesorgt werden. Gegen Vergütung überträgt die Regierung auch die Aushebung der Abzugs- und Grenzgräben, sowie das Aufwerfen des Fahrdammes. Am 1. Juli soll mit dieser Arbeit begonnen werden. Jeder Anbauer hat einen Mann zu stellen. Treffpunkt ist der von Döh-lensche Krug in Drangstedt. Morgens 6 Uhr haben sich die Leute mit dem nötigen Geschirz zu versammeln. Grabenbaumeister Brauer wird Anweisungen alsdann geben.“

Der Amtmann schloß seine Ausführungen mit den besten Zukunfts-wünschen, worauf sich die Neukolonisten in ihre Heimat zurückbegaben, um am 1. Juli mit dem schweren Tagewerk zu beginnen und im Hymenmoor ein neues Heim zu begründen mit der Aussicht, in absehbarer Zeit eigener Herr auf eigener Scholle zu werden.

Ein Lampenschein.

Weide upp de Bank se sittt,
Mudder stiebig Hannschen knütt't,
Babber, in de Hand dat Blatt,
Dift von Düt un list von Dat —
Weg is all ehr Ungemad ...
Und de Klock de geiht tid-tad ...

Babber mit den Kopp all nicht,
Mudder nah de Klock henickt;
In de Weeg ehr Kindlen ligt,
Unschuld speelt upp sin Gesicht,
Weet noch nix von Ungemad ...
Und de Klock de geiht tid-tad ...

Fritz Husmann.

Wie Lons selbst über sein Denkmal dachte.

(Nachdruck verboten.)

F. Ueberall werden Lons-Steine gesetzt und Lons-Denk-mäler errichtet. Ist das alles im Sinne des verstorbenen Dichters nötig oder auch nur wünschenswert? Er selbst hat diese Frage in folgenden Versen beantwortet:

„Auf meinem Grabe soll stehen kein Stein,
Kein Hügel soll dorten geschüttet sein;
Kein Kranz soll liegen, da, wo ich starb,
Keine Träne fallen, wo ich verdarb.
Will nichts mehr hören und nichts mehr seh'n,
Wie Laub und Gras, so will ich vergeh'n;
Und darum kein Hügel und deshalb kein Stein:
Spurlos will ich vergangen sein.“

Lons wird unvergessen bleiben, auch wenn er in fremder Erde ruht, und auch ohne Denkmäler von Stein und Erz! Sein Denkmal steht im Herzen all derer, die ihn verstehen!

Bauernhaus-Inschriften.

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Und denen nach mir wird's auch nicht sein.

*

Das Haus, es war zu klein,
Den ganzen Acker zu befreien.
Darum haben wir uns nicht lang bedacht
Und achtzehn Fuß dazu gemacht.

Bücherschau.

* Adolf Krönke, *Freie Arbeit und fröhliche Feste mit der Landjugend*. (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11.) Das kleine ansprechend und frisch geschriebene Büchlein enthält Vorschläge und Winke für die ländliche freie Jugendpflege. Da ist kein Schema, keine festumrissene Zielsetzung. Nur Beispiele und Anregungen will es geben, so wie sie aus der ernststen Arbeit herauswachsen und wie sie selbst erprobt sind. „Den Führern schwebt als Ziel vor Augen“, heißt es in der Einführung des Verfassers und so ist es recht. Nur die persönlichen und örtlichen Verhältnisse, Landschaft und Volkstum können richtungweisend sein. Allgemein soll die freie Jugendpflege zum Bewußtwerden des Verbundenseins mit der Umwelt und Natur, mit der Geschichte, Sprache und dem Volksglauben und Volksbrauch führen. Die im Buche geschilderten festlichen Veranstaltungen und niedergelegten Vortragsthemen geben jedem ein klares Bild von dieser Art der Beschäftigung mit der heranwachsenden Jugend: Man sieht, man will nicht nur scherzen, spielen, tanzen, singen, schwärmen und unterhalten, sondern bilden und formen. Aus der Romantik zum Aktivismus. Nur so können echtes Naturempfinden, wahre Heimatliebe und praktisches Staatsbürgertum „erzielt“ werden. Solche Jugend, die fest im Boden der Muttererde wurzelt, im Bergen mit den Menschen, die über ihn hinwegwandelten, verbunden ist, und die das frische Auge bis an den Horizont der Zukunft spannt, und dabei nicht durch soziale, politische und konfessionelle Schlagbäume getrennt ist, ad s muß ein Geschlecht ergeben, auf das wir in unserer von schärfsten Gegensätzen zerrissenen Zeit harren ... J. J. Cordes.